



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

K-r.: Bilder aus dem Elsaß : aus der Umgebung von Zabern.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

ter Zeit gebührende große Wurst verweigert, wie es dabei zwischen beiden zur Prügelei gekommen, und wie der Pastor Frieden gestiftet. „Als ek dahin kam, hadden se einanner noch in Haaren und wören so vergrellt up einanner, dat se my gar nich gewahr wören.“ „Dat ging: ligge unnen, ligge boven! Ball behooldde de Schaulmester, ball Karsten Dacksteen de Deverhand. Ek sach dat so en Wylken an, endlich säe ek: Pax vobiscum. Aberst se wußten vör Dullheit nich, dat ek et was, bet dat ek endlich säe: Schalom lecha. Als de Schaulmester dat Hebräische hörete, so kun he endlich wohl denken, dat et keen anners as de Herr Pastor syn künne, un leit glicks los.“ Die Sache wird dann geschlichtet, und Wichmann bekommt fortan seine Wurst. „Unnerdessen,“ so fährt der Prediger fort, „will ek nich davör sweren, dat düsse Sacke dem seligen Manne nich en Nagel to synen Sark wesen is. Denn wenn öhne so wat begegnete, so säe he nich veel, aver he fratt et in sek, un dat is veel schädlicher, as wenn et eener herut bullern kann, wie mir Gott die Gnade gegeben hat, dafür ich ihm nicht genug danken kann; denn sonst läge ich längst auf dem Rücken bet der vielen Sorge, die ich meiner Gemeinde wegen habe.

Nun, so schlafe sanft in Deinem Grabe, Du getreuer Hirte der Rimmer-schen Lämmer. Ruhe aus von den vielen Beschwerlichkeiten, die Du hier auf dieser bösen Welt von Alten und Jungen ausgestanden hast. Sollten auch gleich Andere so undankbar sein und die Wohlthaten, die Du dieser Gemeinde erwiesen hast, nicht erkennen, so tröste Dich damit, daß ich, Dein Oberhirte, der es doch wohl am besten verstehen muß, das Zeugniß ablege: Michel Wichmann ist nächst dem Pastor der nützlichste Mann im ganzen Dorfe gewesen.“ —

Das klingt fast ausnahmslos sehr drollig, es hat aber wie ähnliche Predigten unzweifelhaft viel Gutes bewirkt und viel Schlimmes verhütet, nicht trotz seiner Naivetät, sondern durch dieselbe. Eine andere Redeweise wäre eben von den Bauern nicht verstanden worden. Moriz Busch.

Bilder aus dem Elsaß.

Aus der Umgebung von Zabern.

Auch wenn wir hinaustreten aus den Mauern Saverne's bringt jeder Schritt uns neue fesselnde Bilder. Hoch über der Stadt liegt jene merkwürdige „Steige“, die sich schlangenartig emporzieht und den großen Heerweg zwischen zwei Ländern, Gallien und Germanien bildet. Der Ruhm den dieser

Weg in aller Welt gewann, klingt schon durch frühe Zeiten. Hier zog der „große“ König herab, als er Elsaß in seinen Besitz genommen, weithin schweifte sein Blick von diesem Bergabhang über die blühenden Fluren und verwundert hielt er stille: „*Quel beau jardin!*“

Auch auf Goethe, der an einem sonnigen Morgen hieher kam, machte dies Bild gewaltigen Eindruck, er schildert den Weg genau und nennt ihn ein Werk von unüberdenklicher Arbeit. Die Damen aber trugen im achtzehnten Jahrhundert eine Coiffure à la Saverne; denn auch bei ihnen war die Straße populär; nur das XIX. Säculum, das sich durch die Felsen eines Mont Genis den Weg bahnt, bleibt stumm.

Auf der Höhe des Pfades, wo die Grenze von Elsaß und Lothringen hinzieht, liegt der „Karlsprung“. Sein Name führt auf die Sage zurück, daß Herzog Karl von Lothringen dereinst in diesen Wäldern jagte und in wildem Ritt bis an den Rand des Felsens gerathen sei. Er war nicht mehr im Stande, den schäumenden Hengst zu halten und so mußte denn der Sprung in die furchtbare Tiefe gewagt sein — an der Felswand sah man die Hufe des Pferdes — aber unverfehrt kamen Roß und Reiter im Abgrunde an.

Von den Ruinen, die Saverne umgeben, ist Hoh-Barr die wichtigste in malerischer wie in geschichtlicher Beziehung. Ein wunderbarer Weg, der erst über Wiesen und dann am Waldsaum dahinführt, leitet uns mühelos zur Höhe; wo eine Lichtung sich aufthut, blicken wir hinaus in tiefe Thäler, zu unseren Häuptern rauscht es und über das Grün der Wipfel steigt verwittertes Gemäuer empor — das ist die alte Weste. Rauschender Jubel klang einst durch ihre Hallen, wenn die Becher hier saßen und sangen und rauschender Trompetenschall klang weit hinaus, wenn die Feinde da drunten ihr Lager aufgeschlagen — jetzt aber ist es so stumm und stille, jetzt summen nur die Bienen um das blühende Gestrüpp, in den Ritzen wuchern die Weisken, und mit dem Epheu — wächst die Sage um dies schweigende Gestein.

Hoh-Barr ward von den Bischöfen von Straßburg angelegt oder doch zu dem bedeutenden Umfang gebracht, den es später gewann; ihre Mannen hielten das Schloß besetzt und oft genug weilten sie selber hier, zur Stauffenzeit und in den Tagen Ludwig des Baiern, und freuten sich der weiten Welt, auf die sie hinuntersahen. Die Bedeutung, welche die riesige Burg schon damals für ihre Herrschaft hatte, stieg natürlich noch mehr, als sie sich völlig nach Zabern zurückgezogen, aber auch manche Stunde zügelloser Fröhlichkeit ward damals hier verbracht. Ein Kreis von wilden Bechern, an dessen Spitze der Bischof Johann von Manderscheid stand, hatte Hoh-Barr zu seinem Sitz gewählt und von ihrem Lärm hallten die Wände wieder, ein riesiges Ur-Horn

schmückte ihren Tisch und wer dem Kreise zugehören wollte, der mußte dies Horn mit einem Zuge leeren. Das war der Brauch der Bruderschaft und manchesmal wird uns in alten Reiseberichten davon erzählt, wie es da droben auf der Burg ergangen, ja ein Herzog von Bassompierre berichtet sogar, es sei ihm dies Zechen so übel bekommen, daß er fünf Tage lang krank in Zabern lag. Zwei Jahre lang war ihm selbst der Geruch des Weines verhaßt, doch später genas er wieder und als er zum zweitenmal nach Hoh Barr kam, war er dem stärksten seiner Genossen gewachsen.

So ungestüm, wie dazumal geht es jetzt freilich nimmer zu in der kleinen Schenke, die da droben errichtet ist zur Labung der Fremden. Da sitzen friedliche Genossen beisammen und plaudern von dem, was daheim geschehen, was Gvatter und Muhme zur Heirath des Bäsleins sagen, die wohl Niemand erwartet hatte. Und da schmeckt der saure Wein so gut, indeß die Abendsonne sinkt und frohe Vöglein ihre Weisen trillen.

Dann wird es geheimnißvoll stille um uns — und fürwahr, auch manch geheimnißvolle Sage deckt dieser Fels: Schätze von unermeslichem Werth sollen in seinen Tiefen begraben sein, und manche lüsterne Hand hat um Mitternacht schon versucht, sie zu heben. Ein Christusbild von gediegenem Golde und die zwölf Apostel von gediegenem Silber, wie sie einst im alten Schloß der Bischöfe gestanden, wurden hieher geflüchtet und in die stumme Erde versenkt — so meldet der Volksmund, doch noch keiner hat sie gefunden.

Viel schöner, als in solch düsterem Zauberschein, ist Hohbarr am Tage, in jenem Abendsonnenlicht, das uns noch immer umfließt. Da schimmert der uralte Thurm, den weder die Pulverminen von 1650, noch der Zorn der Panduren brach, in rosenfarbenem Lichte und um die alte halbzerfallene Kapelle, (im romanischen Styl) zieht ein verklärter Schein. Wir aber steigen auf schmaler Leiter empor zum Gipfel der Felsen und blicken hinaus auf das weite Land, das uns seine Wälder und Burgen zeigt. Es ist eine herrschende Feste, im vollen Sinne des Wortes; dies alte Hoh Barr auf der einen Seite hinunterblickend ins schmale Thal der Zorn und auf der andern ins weite blühende Rheinthäl; es ist das Auge von Elsaß, wie es ein Redner auf dem Concil zu Constanz mit Recht genannt hat.

Nicht weit davon lagen zwei andere Burgen, die einst zum Schutze der nahen Abtei Maursmünster errichtet wurden und die ihren Namen nach denen von Geroldseck empfangen. Als das alte Geschlecht erloschen war, wurden die Bischöfe von Straßburg und Metz ihre Herren, und noch später, nach dem dreißigjährigen Kriege, erscheinen die Grafen von Fürstenberg.

Auch hier, um die granitnen Felsen, aus denen jene Schlösser emporgestiegen, rankt manche Sage und jener wundersame träumerische Odem, der durch die Wälder des alten Wasgau weht, umfängt den Fremdling, der hier

wandert. In Geroldsbeck sind die großen nationalen Helden des deutschen Volkes versammelt, Ariovist und Herman, der Cheruskerfürst, Wittekind, der kühne Sachse und Siegfried, Chrimhilden's Gatte. Keinem sterblichen Auge sind sie sichtbar, aber in bestimmten Nächten gewahrt man wohl ihre Spur und wenn einst die Stunde der höchsten Noth über Deutschland gekommen ist, dann wollen sie auferstehen aus ihrer Ruhe und die Retter des Volkes werden, unter dem sie gewandelt.

Aber auch dunklere Mythen, in denen sich nicht das Hochgefühl deutscher Treue, sondern die Leidenschaft eines wilden Hasses verkörpert, umgeben die Felsen von Geroldsbeck.

Drei Brüder, welche die beiden Schlösser und Hohbarr besaßen, lebten seit längerer Zeit in Fehde und lange Zeit schon sann der älteste im Stillen, wie er wohl des zweiten ledig werden möchte. Da lockte er ihn hinaus zur Jagd, doch als er mitten im Dickicht stand, fielen zwei verummte Knechte des Bruders über ihn her, die ihn knielten, und mit verbundenen Augen von dannen führten. Dann ward er in einen tiefen Brunnen des Schlosses hinabgelassen, wo ihn ein Diener nothdürftig ernährte, sein schönes Weib aber frug auf allen Burgen des Landes an, ob Niemand ihren lieben Herrn gesehen, und tief betrübt nahm sie zuletzt das Witwenkleid.

Erst als der mörderische Bruder drei Jahre lang im heiligen Lande weilte, wagte es der Diener, den Unglücklichen zu befreien, und vom Gram gebleicht kam er zurück zu den Seinen.

Doch auch derjenige, der ihm solch Leiden angethan, kehrte zurück. Ein großes Fest ward auf Hoh Barr, in seinem Schloß gerüstet und alle Grafen und Herren der Nachbarschaft waren zum Willkomm geladen. Da kam denn auch die Rede auf allerlei schlimme Thaten, und wie aus Zufall frug ihn einer, wie man wohl Brudermord am besten strafen möge? „Solch einen Uebelthäter soll man durchbohren“, erwiderte der Heimgekehrte mit trotziger Stirn, der andere aber sprang auf, und stieß ihm das Schwert ins Herz.

Auch noch ein anderer Herr von Geroldsbeck ward auf der Jagd gefangen. Tagelang führten ihn die Schergen, die ihn überfallen, mit verbundenen Augen im Wald umher, so daß er wähnte, man habe ihn weit über die Grenzen hinweggebracht, und das Schloß, in dessen Thurm er nun schmachtete, läge fern von seiner Heimath in fremden Landen. Da hörte er einst das Blasen eines mächtigen Horns, die Töne schienen ihm so so seltsam bekannt, er hörte es wieder und abermals und frug den Wächter, wo wohl das Horn geblasen würde und wo er selber läge. Lange hielt dieser das Geheimniß fest, aber endlich ward es doch dem Gefangenen klar, daß er im Schlosse

seines Nachbarn, auf Lühelhart gefangen sei, der Wächter war einer seiner eigenen Mannen.

Als dieser seinen Herrn erkannt, bot er ihm willig seine Hülfe zur Flucht; an einem Festtag, da fast Alles gen Selbach zur Kirche zog, und auch der Ritter von Lühelhart selber „nicht anheimisch was“, stiegen sie über die Mauer und kamen sachte vor das Thor zu Geroldsbeck. Weib und Kinder kannten ihn nimmer, den abgehärmten bleichen Mann, der da vor ihre Augen trat, ja man hielt ihn sogar für einen Betrüger, bis er begann, der Mutter leise Worte ins Ohr zu flüstern aus den geheimen Erinnerungen ihres Glücks, von allen Sorgen und Freuden, die sie jemals getheilt. Nun fiel sie ihm schluchzend um den Hals, die tapferen Söhne aber griffen nach Schild und Schwert und riefen alle Vettern und Freunde zusammen, um das Leid ihres Vaters zu rächen. Schloß Lühelhart, vor das sie zogen, ward eingenommen und „zerbrochen“.

Noch eine andere Burg, die am Eingang des Zornthals liegt, sei hier erwähnt: ihr Name ist Greifenstein und auch auf ihren Mauern liegt noch die Last schwerer Schuld, vergeblich harret die bleiche weiße Frau, die da am Rande der Felsen wandelt, auf ihre Erlösung.

Die Kapelle, an die wir nun gelangen, ist St. Veit gewidmet, sie ist ein Wallfahrtsort, der noch jetzt vielfach besucht wird, obwohl ihre historische Bedeutung in jene Zeit fällt, da die Tanzwuth epidemisch die Massen ergriff. Schon 1417 und noch einmal später 1518 war dies Uebel in Straßburg so schlimm geworden, daß man die Kranken auf eigene Wagen lud und hieher verbrachte; auch alle Chroniken der Zeit verzeichnen die merkwürdige Erscheinung und sprechen nur mit leisem Grauen von einer Krankheit, die man direkt auf den Einfluß des Teufels schob.

„Viel hundert singen zu Straßburg an
Zu tanzen und springen, Frau und Mann
An offenem Markt, Gassen und Straßen,
Tag und Nacht ihrer viel nicht aßen
Bis ihnen das Wüthen wieder gelag
St. Vitus-Tanz ward genannt die Plag.“

Die wunderbare Heilung, welche so viele Befessene hier fanden, hat dem stillen Heiligthum zuerst den Ruf geheimer Wunderkraft gewährt. Zahlreiche Votivgeschenke, die in der Kapelle verwahrt sind, geben davon Zeugniß, sie tragen meist die Form von eisernen Kröten; denn eben dies Thier hat eine uralte symbolische Beziehung zum Wetbe. Eine geläufige Sitte war es auch, daß Pilger, die mit irgend welcher Krankheit hieher kamen, ihre Stöcke in der Nähe der Kirche zurückließen, wer dieselben zufällig aufnahm, auf den sollte die Krankheit übergehen, von der sie selber genasen. Solch menschen-

freundliche Gedanken wuchsen in guter alter Zeit selbst auf geweihten Stätten; der Fluch: „Gott geb Dir Sankt Veltlin's Plag“ hallt laut durch die Jahrhunderte.

Von den Thälern um Savern ist besonders das Grausthal landschaftlich bemerkenswerth durch seine schönen Wälder und culturgeschichtlich durch die Art seiner Bewohnung. Vor langen Zeiten war Grausthal der Name einer stolzen Abtei, deren Ursprung von einzelnen bis ins achte Jahrhundert verlegt wird (?). Aber schon zu Zeiten Karl's V. ward sie vom Papste aufgehoben und ihre Besitzungen waren es, die der pfälzische Kurfürst als Entschädigung für die Güter erhielt, mit denen er die hohe Schule zu Heidelberg dotirte. Noch jetzt sieht man im Pfarrhausgarten die Mauerreste der alten Kirche, die aber mit den niedrigen Fenstern nur wenig über das Erdreich ragen. Auch einzelne Sculpturen aus jener Zeit sind gerettet.

Wenn das die alte historische Bedeutung des Namens war, so bezeichnet er in unseren Tagen nicht mehr, als einen einsamer Weiler, dessen Hütten sich arm und bang an die riesige Felswand lehnen. Ja ein Theil derselben ist sogar völlig in den Felsen hineingebaut, dessen ausgehöhlte Tiefe als Wohnraum dient, nur nach vorne liegt eine wirkliche Mauer mit Fenster und Thüre vor. Der Rauch zieht häufig durch die offenen Fugen ins Freie.

Mehr als hundert Jahre bestehen bereits einzelne von diesen Häusern und wenn sie uns auch den Kampf ums Dasein, die Noth des Lebens fast schmerzlich vor die Seele führen, so zeigt uns derselbe Boden doch auch wieder Gestalten, denen die Armuth in der sie leben weder Kraft noch Frohsinn geraubt hat. Denn die Landschaft, die uns umgiebt, ist tiefer grüner Wald und eine herkulische Arbeit ist es, welche die Holzfäller in diesen Thälern betreiben. Unbewußt kommt damit ein Zug von eiserner Kraft und immergrüner Frische in das Wesen der Leute und bei aller Härte, bei aller Mühsal des täglichen Lebens liegt doch noch ein Zug von Poesie über diesem Thun, den der bleiche Mann, der gebückt am Webstuhl sitzt oder der mit matter Lampe in den Schacht fährt, niemals empfindet.

Hier aber hört jeder seine Art in weiter Runde schallen, und herrscht mit seiner Waffe, er sieht das Sonnenlicht in den Zweigen funkeln und hört den Lockruf der Drossel — und ob er auch selber noch so hart dienen muß, so ist doch die Welt, in der er waltet, frei.

Acht, oft vierzehn Tage lang bleiben die Leute draußen bei ihrem Werk; der sparame Vorrath den sie mitgebracht reicht wohl so lange zur Erährung; die Hütte von Tannenreis, die sie sich selbst gebaut, giebt ihnen ein williges Obdach und mit entschiedenem Stolz, mit jenem Selbstgefühl, das allen Gebirgstämmen eigen ist, blicken sie dann auf den Tagelöhner des Dorfes oder vollends auf den Arbeiter im fabrikmäßigen Sinn hinab.

Noch mühevoller aber, als der Kampf mit den grünen Stämmen ist es, das geschlagene Holz nun zu Thal zu bringen, und hier bieten uns die dichten Wälder, die die Grenze zwischen Elsaß und Lothringen bedecken, manch originelles Bild. Es sind eigene Pfade angelegt, förmliche Geleise, auf denen die schwere Last in Schlitten hinabgezogen wird. Thurmhoch ist das Fahrzeug geladen und eine riesige Kraft braucht der, der den Schlitten führt. Man nennt solche Leute mit einem Wort, das ebenso auf der Grenze zweier Sprachen steht, wie die Sache selbst auf der Grenze zweier Länder: Schlitteurs; ihre Redeweise ist überwiegend mit französischen Elementen versetzt, doch die Gemüthswelt, in der sie stehen, die Märchen die sie erzählen, sind ebenso überwiegend deutsch. Diejenigen, deren Waldgebiet sich mehr den großen Verkehrswegen nähert, haben natürlich manches von ihrer Echtheit abgestreift, allein noch immer gibt es in den Vogesen weite Strecken, wo lautlose Einsamkeit die hundertjährige Sitte schützt, und wo selbst die furchtbaren Wetterschläge von 1870 nur ein fernes Echo fanden.

Auf diesem Boden hier stehen auch die glänzenden Bilder, welche Grimm-Chatrion hat. Die Zeit, in welcher die Erzählungen des geistvollen Meisterpaars spielen, ist nicht selten die Epoche des ersten Kaiserreichs; ihre Bühne aber ist die tief verschneite eisfunkelnde Winterlandschaft der Vogesen. Das Drama, das der Krieg von 1813 und der Januar 1814 in diese stillen Thäler trug, wird mitten um uns lebendig. Wir sehen das alte hagere Weib, das wie eine Druidin die Truppen über den Saumpfad leitet, wir sehen, wie die weltgeschichtlichen Ereignisse in der Seele des schlichten Mannes nachklingen, wie der furchtbare Stoß, den Revolution und Kaiserthum in das Herz von Frankreich geführt, sich bis an die Peripherien fortpflanzt. So spricht uns die „Geschichte eines Rekruten“ an. Napoleon rüstet sich zum russischen Feldzug, durch alle Dörfer im Elsaß ziehen die Soldaten, und neugierig blicken die Leute durchs Fenster, wie immer neue und neue Massen kommen. Dem kleinen Bürger wird bange vor so viel Größe; auch er ist zwar halb berauscht von dem süßen Gift, von der epidemischen Gewalt der Gloire, aber dennoch geht durch sein schlichtes und deshalb richtiger empfindendes Gemüth die Ahnung, daß das Unheil nahe ist. Immer tiefer greifen die Hiobsposten, die aus den Schneefeldern von Rußland kommen, in alles Denken, Leben der Familien ein; blutjunge Knaben werden ausgehoben, kein Alter, kein Gebrechen schützt mehr vor der Unersättlichkeit des Krieges. All das und alles was die Soldaten jener Zeit erlebt (wenn sie es überlebten) die ganze Stufenleiter, vom Delirium des Kampfes bis zur stumpfen hoffnungslosen Wiederkehr, ist mit einer vollendeten Meisterschaft, mit einer aufregenden Wahrheit geschildert, und dennoch sind die großen fernliegenden Eindrücke immer wieder auf den lokalen kleinen Kreis zurückgeführt und in das

Heimathsgefühl, in die subjektive Anschauung der handelnden und redenden Gestalten mit unsichtbaren Fäden verschlungen.

Mit ähnlicher Kraft ist die „Belagerung von Pfalzburg“ und die Katastrophe „Waterloo“ geschrieben. Von anderen Erzählungen heben wir nur die „Histoire d'un jeune homme du peuple“ und die „Histoire d'un paysan“ hervor, die beide, wenn wir nicht irren, in die Sammlung der nationalen Romane aufgenommen sind.

Obwohl dieselben französisch geschrieben sind, und stellenweise in der Malerei den Franzosen unverkennbar zeichnen, so zeigen sie doch anderseits einen tiefen Anklang an deutsches Wesen. Wir meinen damit vor allem jenen Sinn für das Kleine, der in die Individualisirung hinuntersteigt, und die Reflexe großer weltbewegender Thatsachen in der Tiefe des einzelnen Herzens sucht. Was den Verfasser indessen noch mehr dem deutschen Leser nähert, das ist die Wahrheit seiner Gestalten und die Treue seiner Zeichnung; es ist nicht die Feder des Parisers, die hier schreibt, sondern es ist die Stimme des Elsässers, der geistig und auch stofflich auf seinem eigenen Boden bleibt. —

Nicht weit von Hoh Barr, wo wir unsere Umschau begonnen, stand einst der Markstein, der das Gebiet der Bischöfe von dem der Abte zu Maastrümünster schied. Die Gründung dieses Stiftes wird bis in die früheste Zeit gerückt. Schon im Jahre 555 soll die erste Kirche daselbst geweiht worden sein, andere Zeugnisse greifen auf das Jahr 724 und Thatsache ist jedenfalls der große Brand, der zur Zeit Ludwig des Frommen den schon historischen Bau zerstörte. Drogo der Bischof von Metz, ein natürlicher Sohn Karls des Großen, weihte das Stift von neuem, das bald nicht nur für eine der ältesten, sondern auch für eine der mächtigsten Abteien im Elsaß galt.

Die jetzige Kirche, die als ein „Kleinod der kirchlichen Architektur im Elsaß“ betrachtet wird, mag in ihren ältesten Theilen etwa aus dem XII. Jahrhundert stammen, die übrigen wurden später hinzugebaut, ohne jedoch den entschiedenen Eindruck romanischen Styles, den die Fassade macht, zu verdrängen. Die Eingangshalle zeigt drei herrliche Bogen, aber die Fenster sind so klein, daß sie nur wie Ritzen in der Mauer erscheinen; nur zwei davon haben reiche Ornamente.

Die Oberhoheit über die gesammte Abtei hatten die Bischöfe von Metz und der strenge Brauch jener Zeiten wollte, daß jeder neue Abt vor dem Bischof auf die Knie sank, wenn er das erstemal kam um ihm zu huldigen.

Um so mehr waren sie nach unten hin auf ihrem weiten Besitze und gegen ihre zahllosen Hörigen allmächtige Gebieter. Das Rechtsverhältniß, wie es sich hier zu Land und Leuten entwickelt hatte, tritt uns aus einer Reihe von Urkunden entgegen, die vor etwa zwölf Jahren veröffentlicht worden sind*).

*) Vgl. *Curiosités d'Alsace* II, 1863.

Danach hatte Maurismünster schon im XII. Jahrhundert drei verschiedene Classen von Unterthanen, die Adligen, die dem Lehnsherrn ihr Schwert zur Verfügung stellten, die Colonen, die einen festen Zins für die Benützung von Grund und Boden erlegten, und jene letzte halbverlorene Classe, die man *triduan* nannte, die drei Tage in der Woche Scharwerk und Frohdienst für ihren Herren übten und nur die übrigen drei Tage der eigenen Arbeit widmeten.

Wenn diese Verhältnisse damals in keiner Weise etwas irreguläres boten so bleibt doch anderseits das hohe Verständniß bemerkenswerth, mit dem jene frühe Zeit die Schäden dieses Systems begriff.

Wir, die wir im Lichte moderner Humanität herangewachsen, wissen längst, daß nur die freie Arbeit adelt und daß jene Dienste, die der Bauer auf fremdem Boden thut, ihm nicht den Segen der Arbeit bringen, sondern ihn wirthschaftlich und moralisch corrumpiren. Die Freiheit von Grund und Boden ist ein fundamentaler Zug unserer heutigen Civilisation.

Soweit freilich konnte man damals nicht gehen, man konnte den Grundbesitz nicht jeder Herrenrechte entkleiden, wohl aber ward die dreitägige Dienstzeit in eine leichte Geldabgabe verwandelt und damit die Erniedrigung der Persönlichkeit gemildert. Diese Thatsache, die gleichsam den Grundgedanken unserer agrarischen Reformen streift, fällt in das Jahr 1117, in jene Zeit als Abt Adelo Maurismünster beherrschte. Sicherlich haben die praktischen Erwägungen, die Stumpfsheit und Werthlosigkeit jeder Helotenarbeit nicht wenig zu jener Umwandlung beigetragen, aber selbst dann kann man das ideale Moment derselben nicht hoch genug würdigen.

Außer diesen grundherrlichen Rechten aber besaß der Abt noch das Münzrecht und die Gerichtsbarkeit; 24 „Barone“ waren seine Vasallen, die im Kriege unter seinem und des Bischofs Banner standen, und wenn der König in fremde Lande zog, dann sandte auch die Abtei Saumthiere und Wagen zu seinem Gefolge, deren Aufwand durch eine Abgabe der Unterthanen gedeckt ward. Die Weiststeuer die sie hiebei erlegen mußten, betrug bei jedem Römerzuge einen vollen Jahreszins; den halben dagegen, wenn es nach Sachsen und Flandern ging.

Gleichwohl ward ihnen bei solcher Last das Leben nicht allzuschwer, denn das lange Jahr brachte auch manches fröhliche Fest, manch bunten Uebermuth, manch heitere Tage. Schon in den ältesten Zeiten kam die Jugend von Ottenweiler alljährlich in des Abtes Gebiet, alle beritten, mit Trommel und Pfeifer voran, da prunkten sie mit den schönen Pferden und große Wettrennen fanden statt, bei denen der Sieger neben der Ehre auch einen stattlichen Preis gewann. Später, als schon der dreißigjährige Krieg vorüber war, wurden diese Vergnügungen eingeschränkt, der große Musfikanzug

sank auf ein paar Geiger herab, so ritten sie in des Abtes Hof, wo ein Tanz die Feier beschloß.

Große und festliche Gelage gab es, wenn der Bischof von Metz bisweilen zum Besuche kam, ja es war sogar unter des Abtes Pflichten, ihn wenigstens einmal im Jahr mit einem Gefolge von sechzehn Reißigen zu bewirthen; in der Fastenzeit sollte ihm der Abt zwei Salmen, Del und Korn zum Geschenke machen.

Nicht weit von Moursmünster (auf einem Plateau der Vogesen) ist Reinhardtsmünster gelegen. Noch immer bleiben wir im Bereiche prächtiger Wälder; die zerfallenen Ruinen waren einst das Schloß der Herren von Dachsenstein, die zu dem ältesten und mächtigsten Adel zählten. Auf jedem Turnier sah man ihre Farben prangen, in allen Kämpfen standen sie in erster Reihe und auf den großen verstaubten Pergamenten mit ihrem schweren Siegel, wo es heißt „des sind Gezeugen die edlen und besten Herren“ — da stehen noch heute ihre Namen. Allein ihr Stamm erlosch schon im Jahre 1485 und das bedeutendste ihrer drei Schlösser, das noch im XVI. Jahrhundert erneuert ward, legten die Flammen in Trümmer.

In malerischer Einsamkeit, an steiler Bergeshöh liegen die wenigen Häuser von Haberacker — „une jolie ferme“, wie die Franzosen sie nannten, (das grüne Bärenbachtal, durch das die kleine Mofsel strömt, thut sich lachend auf) das aber was uns Deutsche wohl am meisten lockt, ist jene unscheinbare Schmiede, die zwischen der Kirche von Neudorf und der „Champagnermühle“ liegt.

„Der ist besorgt und aufgehoben
Der Herr wird seine Diener loben.“

Hier in der Schmiede bei Reinhardtsmünster soll der Schauplatz jener Ballade sein, die jetzt in aller Munde lebt und von welcher Schiller (am 22. September 1797) an Goethe schreibt, daß ihm der Zufall ein recht artiges Thema in den Weg geführt. „Sie besteht aus 24 achtzeiligen Strophen und ist überschrieben: Der Gang nach dem Eisenhammer^{*)}, woraus Sie sehen, daß ich auch das Feuerelement mir vindicirt habe, nachdem ich Wasser und Luft bereift habe.“

Obwohl man nun aber dies Hammerwerk mit aller Zuversicht zum Schauplatz jener Sage macht, so ist es doch der kritischen Forschung unmöglich, auch nur die Spur einer Fridolinsage in Elfaß zu entdecken, ja man kann getrost versichern, Schiller hat seinen Stoff nicht von dort genommen, sondern ihn vielmehr erst dorthin getragen, alle Märchen, die sich jetzt an den Hammer von Reinhardtsmünster knüpfen, sind jünger, als sein Gedicht.

^{*)} Vgl. die vortreffliche Zusammenstellung ganz ähnlicher Mythen bei Herz, „Deutsche Sage im Elfaß.“ S. 279 ff.

Man hat wohl auch die Meinung aufgestellt, ein elsässischer Hammerschmied, welcher durch Jena kam, habe Schillern die Sage erzählt, allein aus seinen eigenen Andeutungen geht keineswegs eine so konkrete Vermittlung hervor und der Zufall, der ihm das artige Thema geboten, steckt wohl viel eher in dem Novellenbuch Restiffs, de la Bretonne, als in der Gestalt des fremden Schmiedes.

Der Zauber, den die Dichtung als solche auf uns übt, die Hoheit, welche die edle Gräfin von Savern umkleidet, wird ja dadurch nicht geschmälert, daß es niemals Grafen von Savern gegeben und daß der Grundgedanke des Märchens weit über die lokale Bedeutung hinausreicht. Es handelt sich hier vielmehr um eine jener allgemeinen Sagen, deren erste uralte Entstehung dem Forscherauge nicht mehr erreichbar ist und die dann sich „wie Flugsame über die Länder der Erde verbreitet“ haben, bis man sie endlich in jedem einzelnen Lande an eine bestimmte historische Persönlichkeit und an bestimmte Dertlichkeiten knüpfte.

In der ganzen Gegend die wir durchwandern und die unser Blick von den Schlössern um Zabern beherrscht, bleiben wir fortwährend auf der Grenze, die ohne inneren Grund hier Elsaß und Lothringen scheidet. Und wie unser Blick, wie der schallende Gruß hinüberdringt, so mag es auch unserer Erzählung gestattet sein, bisweilen hinüberzugreifen über diese Grenzen und Verwandtes dem Verwandten zu gesellen. Wir streifen hier wieder (von der Elsässer Seite) das Dagsburger Land, dessen wir früher gedachten, und kommen abermals in den Bereich jener geheimnißvollen heidnischen Welt, die hier ihre Opferstätten hatte.

Bei dem einsamen Pfarrdorf Haselburg, das hoch an den Bergen liegt, stand noch bis in die dreißiger Jahre ein wohlerhaltener Dolman, dessen Umfang etwa vier Meter maß und dessen Platte von drei Felsblöcken getragen ward. Nicht weit vom Schäferhof finden wir auch ein „Heidenschloß“, zwei Felsen, die durch eine doppelte Mauer verbunden sind und in deren Grunde ungeheure Schätze verborgen liegen. In schweren Zeiten aber, wenn großes Unglück dem Lande bevorsteht, erscheinen bei Haselburg Jungfrauen in weißen Gewändern, die hört man singen und klagen, bis sie sich endlich in die nahen Wälder verlieren. Wenn schon der Name „Heidenschloß“ uns auf den Kultus der Druiden führt, der einst hier gepflogen ward, so thut dies noch weit mehr jene Feensage, die überall aber auch nur an jenen Orten hervortritt, wo die Kelten ihre Opferstätten hatten und wo ihre Priesterinnen einst im weißen Gewand nächtliche Feste feierten. Der Feenglaube ist ganz ausschließlich (und das kann nicht deutlich genug betont werden) keltischer Abkunft und seine Grenze im Elsaß läuft scharf bestimmbar an den Vogesen hin,

die deutsche Bevölkerung die diesseits derselben wohnt, weiß nichts von denselben.

Unten im Thal liegt Neustadtmühle, das Dorf mit dem prächtigen Viaduct heißt Lühelburg und darüber liegen weithin die Ruinen des gleichnamigen Schlosses. Es taucht ebenfalls schon im XII. Jahrhundert auf und das Geschlecht dem es gehörte war mit den Luxemburgern eines Stammes; hier hauste die böse Frau Jtta, die als Hexe auf den Basberg fährt und die Saat ihrer Unterthanen durch wilden Hagelschlag verwüftet. Um sie zu entschädigen gab ihnen der Graf verschiedene Nuzungsrechte in seinen Wäldern.

R — r.

Vom preussischen Landtag.

Berlin, den 21. Mai 1876.

Am 15. Mai stand bei den Abgeordneten zur ersten Berathung ein Gesetzentwurf betreffend die Umwandlung des Zeughauses zu Berlin in eine Ruhmeshalle für die preussische Armee. Der Gesetzentwurf wurde zur Vorberathung an die Budgetcommission überwiesen. Dieser Beschluß selbst und noch mehr die Aeußerungen der Redner zeigten eine der Vorlage keineswegs günstige Stimmung. Man kann ja zweifelhaft sein, ob der jetzige Zeitpunkt, welcher sich als das Stadium der äußersten Ernüchterung nach dem Milliardenrausch charakterisirt, der richtige war, um die Vorlage einzubringen. Aber die Ausnahme, welche der Plan zunächst fand, bleibt doch zu bedauern. Die Fortschrittspartei sah in demselben eine Demonstration für den preussischen Particularismus. Als ob es nicht die größte aller Thorheiten sein würde, wenn wir den Particularismus der Vergangenheit in unserer Erinnerung auslöschen wollten. Wir dürfen weder der Leiden jemals vergessen, welche der Particularismus über uns gebracht, noch der Kräfte, welche, selbstverständlich zunächst selbst in particularistischer Erscheinung, uns die Erlösung von dem Particularismus oder wenigstens von der schlimmsten Macht desselben gebracht. Wo wir den Particularismus zu bekämpfen haben, das ist einzig die Gegenwart und die Zukunft. Gerade da will ihn die Fortschrittspartei nicht weiter bekämpfen. Wir denken, diese Art der Gesinnung gegenüber der deutschen Einheit richtet sich selbst.

Herr Windthorst, der stets gewandte, oder, sagen wir vorsichtiger, der meist gewandte, erklärte, das Geld für die Ruhmeshalle bewilligen zu wollen.